



Heimatblätter aus dem Zabergräu

# Zeitschrift des Zabergräuvereins

Heft 1, Jahrgang 2006

Herausgeber:  
Zabergräuverein, Sitz Göglingen

*Halbjahresveranstaltung des Zabergäuvereins in Brackenheim-Haberschlacht  
am Samstag, 13. Mai 2006*

Beginn ist um 14.00 Uhr bei der Kirche.

Durch den Ort führt Pfarrer i.R. Hans Rippmann gemeinsam mit der  
Ortsvorsteherin Beate Lohrer.

Mitglieder und Freunde sind herzlich eingeladen.

*Jahreshauptversammlung des Zabergäuvereins in Stetten, Gasthaus Bälz,  
am Sonntag, 15. Oktober 2006, 15.00 Uhr.*

Bereits am Vormittag Ortsführung durch Stetten, Beginn 11.00 Uhr bei der Kirche.

Durch den Ort führt Günter Walter gemeinsam mit Bürgermeister Johannes  
Hauser.

# Zeitschrift des Zabergäuvereins

Heimatblätter aus dem Zabergäu

Heft 1, Jahrgang 2006

## 25 Jahre Kunst im Stadtkern Güglingen

Vortrag anlässlich der Ausstellung zum "Geburtstag des Zabergäuvereins"  
am 27. Dezember 2005 im Güglinger Rathshöfle

*von Horst Seizinger*

Als 2. Vorsitzender habe ich die Aufgabe übernommen, die einführende Ansprache für die Ausstellung "25 Jahre Kunst im Stadtkern Güglingen", die von Heinz Rall zusammengestellt wurde, zu halten.

Erwarten Sie, verehrte Leserinnen und Leser, heute keine Kunstbetrachtung. Einmal bin ich dafür kein Fachmann, zum andern würde die Vielfältigkeit und die Fülle der Kunstwerke im Güglinger Stadtkern den Rahmen einer solchen Veranstaltung sprengen. Ich bin lediglich Begleiter dessen, was in Güglingen entstehen konnte, geschaffen wurde, Zeitzeuge gewissermaßen einer Entwicklung, die uns zur "Kunststadt Güglingen" werden ließ. Fast 20 Jahre durfte ich als Gemeinderat mit Verantwortung für diese spannende und nachhaltige Entwicklung tragen. 1969 hat man sich Gedanken über eine Sanierung gemacht, 1972 wurde der maßgebliche Beschluss zur Stadtkernsanierung gefasst und fast 30 Jahre sind es her, seit Kunst in einmaliger und unverwechselbarer Form einfließt. Ohne den "besonderen Glücksfall Heinz Rall - Ursula Stock" ist das "Gesamtkunstwerk" kaum denkbar. Sie waren vor 25 Jahren die Initiatoren der "Bürgerstiftung Kunst für Güglingen".

Lassen Sie mich chronologisch mein persönliches Erleben darstellen. Wenn ich dabei nur auf einige wenige Werke exemplarisch etwas stärker eingehe, ist dies keine Herabsetzung anderer Kunstbeiträge oder anderer Künstler, sondern ein Tribut an die große Zahl der Bilder und Skulpturen, die Sie in der Ausstellung zusammengefasst in Postern sehen.

Als Heinz Rall, der im Laufe der letzten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts wohl zum bedeutendsten Kirchenbaumeister der Württembergischen Landeskirche werden sollte - über 20 neue Kirchen hat er erbaut, viele weitere renoviert -, nach Güglingen geholt wurde, um die Mauritiuskirche umzubauen, wurde in Güglingen ein Weg beschritten, dessen Konturen wohl kaum jemand erahnen konnte. Mut und großes Vertrauen der damals Verantwortlichen bei Kirche und Kommune, bei privaten Bauherrn zeichnen die erste Phase bereits aus. Dieses große Vertrauen war bei vielen Auseinandersetzungen mit Denkmalamt, mit Regierungspräsidium, mit Fachbehörden und innerhalb des Gemeinderats für mich Basis für eine Weiterentwicklung, für eine Lösung in jetziger Form, in der Architektur und Kunst eine gelungene Symbiose bilden.

Außergewöhnlich und gewöhnungsbedürftig selbst für die Vertreter des Denkmalamtes war bereits zu Beginn die Innenrenovierung der Kirche. Aus dem sehr hohen Kirchenschiff mit 2 Emporen übereinander und starren Bankreihen, das nach einem Wort von damals eher einem "sibirischen Bahnhof" glich, wurde ein gegliederter, ansprechender sakraler Raum mit vielfältigen Verwendungsmöglichkeiten und einer Bemalung an der breiten Stirnseite, die ein offenes, lebendiges kirchliches Leben initiieren sollte. Neben religiösen Motiven hat Lude Döring heitere Szenen mit fröhlichen Musikanten einfließen lassen. "Sie gehören doch nicht in die Kirche", konnte man damals hören. Auf dem Altar, einem mächtigen Holztisch, steht Gunther Stillings Kruzifix, in dem die übergroßen Hände mit langen, dünnen ausgestreckten Fingern von Christus ausdrucksstark Leiden, Verzweiflung und Hoffnung gleichermaßen dem Betrachter nahe bringen können. Mit Gerhard Dreher, dem Schöpfer der Kirchenfenster, und Ursula Stock, der Gestalterin der Medaillons unter den Lagern der Deckenträger, wirkten zwei weitere Künstler in Güglingen, viele sollten folgen. 1988 dann wird das 1849 verbrannte Palmtuch, das symbolisch als weißer Fleck an der Stirnwand bei der Kirchenerneuerung platziert ist, neu an der Seitenwand der Kirche in moderner Form heutigen Zeitgeist vermitteln.

Die Zehntscheuer - abbruchreif hat sie sich präsentiert und sollte einem Bankneubau weichen, als beim damaligen Pfarrer Werner Marquardt, beim Architekten Heinz Rall, dem Denkmalpfleger Bodo Cichy und dem Bürgermeister Manfred Volk die Idee gerade noch rechtzeitig - hingekritzelt auf eine Serviette im Gasthaus "Krone" - geboren wurde, eine repräsentative Bank daraus zu gestalten. Bereitschaft dazu ließ auch der herbeigeholte Bankdirektor erkennen. Die Erneuerung selbst, die Verbindung von Mauerwerk aus dem 16. Jahrhundert und modernem Glas, ließ aufhorchen und wurde Startsignal für eine "ganz ungewöhnliche Stadtkernsanierung" wie in SONNTAG AKTUELL am 7.10.1979 zu lesen war. Beim Bau der Bank gestaltet Guido Messer bronzene Türgriffe, die nach Umbaumaßnahmen inzwischen in die Wand eingelassen wurden. Auf der nördlichen Halbkugel sitzt der Reiche mit seinem fetten Hinterteil auf dem Geld, auf der südlichen Halbkugel eine dürre zum Skelett abgemagerte Gestalt, keine Kunst zur Erbauung. Vor der Bank steht heute die Güglinger Sphinx von Gunther Stilling, wahrlich eine schwere Geburt. "Was soll dieser Steinhaufen?" wurde im Gemeinderat und anderswo gefragt. "Wenn ihr eine Gänseliesel wollt, dürft ihr nicht bei mir anklopfen", war die Antwort des Künstlers. Wie im alten Ägypten sind viele Geheimnisse in diesem Werk versteckt. Jeder Betrachter kann seine Interpretation hineinlegen, darf auf Entdeckungsreise gehen. Geheimnis bleibt auch der Inhalt der eingelassenen Kassette. Nach Aussage des Künstlers weiß man nur, dass wenig Schmeichelfhaftes über den Güglinger Gemeinderat enthalten ist.

Noch ein wenig möchte ich Sie, liebe Leser, auf diese kleine Entdeckungsreise mitnehmen. Als vor 26 Jahren der Umbau der Herzogskelter nach vielen Vorgesprächen über deren Nutzungsmöglichkeiten begann, war bereits der Deutsche Hof als ein neuer ansprechender Mittelpunkt, als Stätte der Begegnung mit Dienstleistungs- und Freizeitangeboten, "die gute Stube Güglingens", wie man später sagen wird, angedacht. "Die Stadtmitte von Güglingen ist aus dem

Blick für das Ganze geboren,"<sup>1</sup> wird Heinz Rall später schreiben können und Professor Michael Trieb von der Uni Stuttgart sieht die Stadterneuerung so: "Klein als Stadt, aber groß als Versuch eines modernen Gesamtkunstwerkes." Kunst fließt beim Werden der neuen Mitte überall ein. Mehrfach eingelassen in die Außenwand der Herzogskelter sind Abgüsse von römischen Funden aus unserer Gegend. Niemand kennt die Namen der hervorragenden Steinmetze der Römerzeit. War es die Vorahnung des Architekten, dass man Jahre später einmal in Güglingen noch bedeutendere römische Ausgrabungen machen wird? Der Viergötterstein mit "Steinzeitung" vom Kubach-Willmsen-Team schlägt sozusagen eine Brücke über 1800 Jahre und erinnert an die Kunst, aus steinernen, bronzenen, gemalten und sonst wie geschaffenen Werken zu lesen. Lesen darf man auch auf dem großen in Erdfarben gemalten Wandbild von Ursula Stock. Dort steht die brennende Stadt oben auf dem Berg, obwohl Güglingen immer im Zabertal lag. Aus Ruinen blüht neues Leben oder die Stadt darf ausstrahlen, darf zeigen, dass sie auf dem Weg zur Erneuerung ist. Aus dem Weinbrunnen, von der gleichen Künstlerin geschaffen, einer Stele mit üppigen Früchten, Trauben, Brüsten, der zwei Köpfe entwachsen, fließt lebendiges Wasser oder gar Wein. Klein erscheinende Details wie Schilder über den Geschäftseingängen: "Brigitte's Lädle", "Metzgerei Gerstle", "La Cisterna de Vino", Türgriffe der Pizzeria, die schwarze Katze am Balkon des Helferhauses, Mosaiken vor Eingängen, das Schild zur Herzogskelter liegen Heinz Rall ebenso am Herzen wie Figuren von Joachim Schmettau, die ähnlich am Europabrunnen in Berlin stehen oder der wenig Vertrauen erweckende Bacchus von Jürgen Goertz, das Keramik-Embleme von Lee Babel und die moderne "Güglinger Uhr", geschaffen von Walter Giers, die ihre Impulse von der Braunschweiger Atomzeituhr erhält. In das Gesamtbild zum mächtigen Giebel der historischen Herzogskelter mit dem auf der mittelalterlichen Stadtmauer aufgesetzten Wehrgang aus heutiger Zeit fügen sich Städtebau – bedenkt man die Funktion der Gebäude –, Architektur und Kunst zu einer beindruckenden Einheit. Störend wurde von manchen empfunden, als im Zuge von Nutzungsänderungen das kupferne Tengelmannschild durch eine Leuchtschrift ersetzt wurde.

Im Laufe der Jahre wurden weitere Künstler angesprochen, haben bereits hier tätige Künstler neue Werke geschaffen, viele waren von Anfang an beim Entstehen neuer Bauwerke, bei der Erneuerung alter Bausubstanz dabei. "... moderne Architektur ein(zu)binden, ohne dass es einen Bruch gibt und hochqualifizierte Kunst nach Güglingen (zu) bringen und damit die Stadt zu durchweben"<sup>2</sup>, so wird Ursula Stock im neuen Buch "Zabergäu" zitiert. Heinz Rall hat wiederholt und erfolgreich nach Sponsoren gesucht, hat selbst viele Werke gestiftet oder als Leihgabe überlassen.

Die Geschichte des offenbar wertvollen Güglinger Palmtuches aus dem Mittelalter, das bei den großen Bränden 1849 verbrannt ist, von dem auch kein Bild existiert, sei besonders herausgegriffen. Über ein Geschenk zur 800-Jahr-Feier im Jahr 1988 hat Architekt H.R. besonders nachgedacht. Er, der voller Ideen und Visionen steckt, schrieb deutschsprachige Künstler an, mit der Bitte einen der im Palmtuch dargestellten Bibelsprüche, die Karl Klunzinger in seiner Beschreibung des Güglinger Palmtuches vor dem Brand festgehalten hat, in einem Kunstwerk

vorgegebener Größe umzusetzen – ohne Honorar, so die Vorgabe. Unterschiedlicher hätten die Reaktionen der Künstlerinnen und Künstler nicht sein können von "unverschämt" bis zu "tolle Idee". 40 Unikate mit ganz unterschiedlichen Malweisen, Techniken sind heute zu einem "Palmtuch" in der Mauritiuskirche zusammengefasst. Viele von ihnen bieten Stoff für eine ganze Predigt: Die Sintflut, das moderne goldene Kalb, ...ich kann nicht alles aufzählen. Doch berichten darf ich von einem besonderen Erlebnis. Von den 40 Künstlern waren die meisten bei der Vernissage im Kastanienhof zugegen und haben von der Einmaligkeit gesprochen, wie Künstlerinnen und Künstler ganz unterschiedlicher Couleur, mit unterschiedlichen Techniken, befreundete und rivalisierende, hier beieinander waren<sup>3</sup>. Noch heute ist gelegentlich die Besichtigung des Palmtuches einziges Reiseziel in Güglingen.

In jüngerer Zeit wurde Josefs Nadjs Werk: "*Ein Rahmen für Geschichten*" vor der Mediothek aufgestellt. Lassen Sie mich in Variationen zu diesem Namen – Kunstwerke lassen uns diesen Freiraum – weitere Gedanken anfügen.

*Rahmen für Geschichte*, bildliche Darstellung existentieller Fragen in der Zeit nach Dubcek in der damaligen Tschechoslowakei, nach dem sog. Prager Frühling, an den sich viele von uns noch erinnern, drückt der Professor Jozef Jankovic aus Bratislava in "Vorsehung" aus. Auf den Fingern zweier Hände, die den Staat symbolisieren, recken oder bücken sich Figuren, Künstlerinnen und Künstler. Von einer Figur, die den Arm hoch reckt, bis hin zu einer abgestürzten sind alle Facetten von Zustimmung bis Widerstand erfasst. Wer kann sich der Aussagekraft eines solchen Werkes entziehen? Wer wird nicht erinnert an den ehemaligen Staatspräsident Vaclav Havel, der selbst Opfer unmittelbar nach dem Prager Frühling war?

*Rahmen für das Leben*, der Lebensbaum von Ursula Stock. Schauen wir auf die Skulptur hier im Rathshöfle. Beieinander die Familie, die Frau hält Früchte in den zur Schale geformten Händen – und der Mann geschnürt, gebunden, das Gesicht, den Arm nach oben ausgestreckt. Dort drängt ein Vogel hinaus aus seinem Gitterhaus. Gebundenheit und Freiheit, ein uns ständig begleitendes Lebensthema.

Kunst und Lebensgefühl haben nach den römischen Funden in Frauenzimmern, wo um das Wasserbecken die griechische Mythologie dargestellt war, und in Güglingen, wo u. a. eine eindrucksvolle Herkulesstatue gefunden wurde, deren Abbild wir im Poster haben, schon bei den Römern zusammengehört. Die ganze Kraft des Herkules hat ein römischer Steinmetz in seine Figur hineingemeißelt. Warum aber fehlt der Figur der Kopf? Waren es die Alemannen, die ihn aus Wut über die Römer oder einfach so abgeschlagen haben, oder ist der Kopf in den zurückliegenden 1800 Jahren abgebrochen, zerbröselt, verschwunden?<sup>4</sup> Kunst, Thema für Abrechnung mit dem Feind? Überdauern und Zerfall gleichermaßen eingebunden. Geheimnisse bleiben.

Sie hören heraus: Für mich ist Kunst ein Rahmen für das Leben, für Auseinandersetzung, für Hoffnung und Enttäuschung, Gebundenheit und Freiheit, für Gefühle wie Wut, Ärger und Freude oder für Nachdenklichkeit, für Sinn- und Bedeutungssuche. Ist dies nicht ein Abbild des Lebens überhaupt mit allen seinen Facetten? Immer wieder neu animiert sie zur Entdeckungsreise.

Schade, dass wir nicht häufiger Jubiläen wie 25 Jahre Weinbrunnen, 25 Jahre erste Theatervorstellung in der Herzogskelter nützen, um in der Erinnerung zu neuen Ideen vorzustoßen.

Viele Güglinger Kunstwerke werden uns wohl überdauern, manche werden vielleicht bewusst einmal zerstört, manche geraten in Vergessenheit, andere werden zum Denkmal – wiederum Sinnbild für das Leben!

Lassen Sie mich zum Schluss kommen mit Gedanken zu Kunst und Vision. Gerade Künstlerinnen und Künstler verstecken gerne in ihren Werken Visionen, mindestens lassen sie beim Betrachter Interpretationen und Visionen zu. Ich habe davon gesprochen. Dass ein Abend, in dem das Werk von Heinz Rall zwangsläufig oder besser erfreulicherweise im Mittelpunkt steht, sei auch das genannt, was 25 Jahre Stadterneuerung hätte noch werden können. Auf eine Wertung wird verzichtet. Nach Manfred Volks Vision wäre heute Güglingen ein Teil einer einzigen großen Zabergäustadt mit Schwerpunkt Kunst und Kultur, Einkauf vielleicht in Brackenheim. Heinz Rall hätte gerne ein Thermalbad hier initiiert, nachdem das in Auftrag gegebene Gutachten des geologischen Landesamtes Hoffnung für ein Auffinden von Thermalwasser "mit sehr hohen Gehalten an gelösten Feststoffen" sprach. Die Idee von einem Stadttor als Erkennungsmerkmal für die Ankunft in der Stadt wurde eingebracht. Ein Wohngebiet, in dem sich das Wohnquartier um einen See gliedert, hat den Gemeinderat in den 80-er Jahren in Pfullingen beeindruckt, zu einer Verwirklichung im "Seepark" Güglingen konnte er sich in ähnlicher Form nicht durchringen. Schöner Wohnen im Stadtgraben, Schöner Wohnen im Baugebiet Herrenacker, dort noch mit einem kleinen offenen Aussichtsturm, Wahrzeichen und Werbeträger gleichermaßen, blieben Planskizzen.<sup>5</sup> Wo wäre unsere Welt ohne Visionäre? Wo stünde unser Städtchen, wenn mehr Visionen hätten umgesetzt werden können?

Manches bleibt offen, manches wurde erreicht, manches mit großer Zustimmung, manches gegen harte Widerstände. Bewunderung, Anerkennung, Neid, gerechtfertigte und ungerechtfertigte Kritik sind Begleiter der Entwicklung in Güglingen. Aber Kunst und Architektur im Stadtraum sind Zeugnisse einer Entwicklung, die eingegriffen hat in das Leben unseres Städtchens, die uns unverwechselbar und einmalig gemacht hat und die viele, die diese Phase der Entwicklung miterleben und mitverantworten durften, dankbar auf das Geschaffene zurückblicken lässt und hoffentlich beflügelt, Weiteres anzupacken.

Dass das geplante Museum "Römer im Zabergäu" keine Vision bleibt, dafür haben Heinz Rall, der Güglinger Gemeinderat, das Denkmalamt und sicher auch unser Verein erfreuliche Spuren gelegt. Möge den Planungen Erfolg beschieden sein, möge diese Hoffnung Symbol für zukünftige Entwicklung sein!

*In Gedanken mit einem Blick auf das Wandbild von Ursula Stock in der Herzogskelter:*

Die Stadt, im Fresko uns vom Berge grüßt,  
Flammen lodern steil nach oben,  
darunter neues Leben aus Ruinen fließt,  
saniert gekonnt, mit Kunst drin eingewoben.  
Unverwechselbar zum Kleinod wurd' geprägt,  
wo reiche Funde von Vergang'nem künden.  
Wir hoffen, dass Vision noch weiter trägt,  
sich Generationen in dem Städtchen wiederfinden.



*HERKULES  
Fundort Güglingen*

- <sup>1</sup> Claudia Wachter, Ulrike Maushake, Brigitte Hentschke, ZABERGÄU Lebenswert und Eigenart, Brackenheim 2005
- <sup>2</sup> Heinz Rall, GÜGLINGEN Erneuerung einer Stadt, Güglingen 1995
- <sup>3</sup> Stadt Güglingen, DAS GÜGLINGER PALMTUCH, Bönningheim 1988
- <sup>5</sup> Heinz Rall, GÜGLINGER PLANSPIELE, Bönningheim 2005
- <sup>4</sup> Statue des Herkules aus dem 3. Jhdt. n. Chr., Schutzgott des Verkehrs, des Handels und des wirtschaftlichen Gewinnes, gefunden bei der Ausgrabung eines römischen "Vicus" in Güglingen 2005.



# Der Gollenstein von Botenheim

von Walter Stengel und Otfried Kies

## *Der Stein von Botenheim*

Bei der Bearbeitung der Flurnamen auf Botenheimer Gemarkung stieß Walter Stengel auf den Flurnamen "Gollerstain, Gellenstein". Flurstücke in den Zelgen "gegen Cleebronn" und "gegen Bönningheim" wurden 1530 nach ihrer Lage, bezogen auf den Stein, "am", "ob dem", "uff dem" Gollerstein und "am" (in Cleebronner Gemarkung auch "unter dem") Gellenstein genannt<sup>1</sup>. In einer Urkunde von 1493 stiftet ein "Wenndel Hug von Meimtzen" acht Pfund einen Schilling aus verschiedenen Grundstücken, darunter "ob Batenheim am Gellenstain", an die neue Frühmesse an der Georgskirche zu Hausen (HStAS A602 U7624). Der Gollerstein oder Gellenstein lag im Grenzbereich zwischen Botenheim und Cleebronn. Den Verfassern und anderen Ortskundigen war der Name nicht mehr vertraut.

Es zeigte sich aber bei genauerem Nachsehen, dass die Bezeichnung nicht vergessen war: Was einst "Gollerstain" und "Gellenstein" geschrieben wurde, lebt als Flurname "Gellsten, Gelsten" weiter und wurde in der ersten Form bei der Landesvermessung 1832-1835 in der Flurkarte verzeichnet. Allerdings wird in der damals gezeichneten Karte dieser Name nur gebraucht für das Gebiet am gegenüberliegenden Rand des Herrenwiesenbachs unterhalb des Auagrains<sup>2</sup>, zwischen Allmandweg im Süden und Ölwiesen im Norden<sup>3</sup>. Dadurch gilt auf Flurkarten der Name "Gelsten" heute nur für das 1530 genannte "uff dem Gollerstain" in Zelg "gegen Bönningheim". Diese Lage meint auch der Vermerk in der Oberamtsbeschreibung Brackenheim 1873: "In den Gelsten lag früher ein See, der nun theils in Wiesengrund, theils in Erlenwald verwandelt ist."<sup>4</sup>

Doch galt "Gelsten" offensichtlich auch für das Gebiet um den "Hohen Markstein". Die 1873 veröffentlichte Höhenbestimmung "Gellsten, Markstein, Erdfläche, Höhe über dem Meere: Württ. Fuß 715,8; Meter 205,0" zeigt, dass Gelsten 6,6 m unter dem Signalstein Dörner mit 211,6 m Höhe über Meereshöhe lag.<sup>5</sup> Nach den neueren Berechnungen der Topografischen Karte 1993 liegt die Höhe des Hohen Marksteins bei 219,8 m<sup>6</sup>, die des Dörner bei 226,4 m. Der Höhenunterschied von 6,6 m in beiden Fällen beweist, dass "Gelsten, Markstein" von 1873 und "Hoher Markstein" von 1993 dieselbe Lage meinen. Die heute "Gelsten" genannte Flur jenseits des Herrenwiesenbachs liegt ungefähr 20 m tiefer als der Markstein Gelsten.

## *Der "Hohe Markstein"*

Der Name "Im Hohen-Marckstein"<sup>7</sup> erscheint in der "Zelg Cleebrunn" auf einer 1761 gezeichneten topographischen Karte des "Corps de Guides", einer Abteilung der württembergischen Artillerie, die 1759 aufgestellt worden war, um Gelände zu sondieren und Wege zu "recognoscieren"<sup>8</sup>. Bis 1963 stand der "Hohe Markstein" auf einem sanften Hügel mitten im Ackerfeld westlich des Herrenwiesenbachs. Nach Osten und Westen erstrecken sich flache Geländemulden,

nach Süden fällt das Gelände zu den Aussiedlerhöfen hin ab. Zur Cleebronner Straße dagegen steigt das Gelände flach an. Weithin sichtbar erhob sich der Stein zwischen Botenheim und Cleebronn beim Mittelweg zwischen Cleebronner Straße und dem Schleifweg, wo sich dieser mit dem Weg von Willfried Kühners Aussiedlerhof am Schleifweg zur Cleebronner Straße kreuzt. Nach Kühner war der Stein rund 1,20 m hoch über der Erde und rund 0,5 m eingegraben, maß etwa 0,35 m im Geviert, war oben abgerundet und trug auf der Südseite einen Ochsenkopf eingemeißelt, der trotz Verwitterung noch gut erkennbar war. Der "Ochsenkopf" auf dem Stein bewegte die Fantasie der Leute in Botenheim, und Theodor Bolay überliefert davon als Sage: "In der Nähe von Botenheim befindet sich ein hoher Stein. An derselben Stelle wurde einmal ein Bauer bei der Saatbestellung von seinem Ochsen getötet."<sup>9</sup> Ganz offenbar wurde der "Hohe Markstein" – zumindest nach der Reformation – nicht mehr als etwas Besonderes empfunden. So ist es auch kein Wunder, dass weder Karl Klunzinger in der "Geschichte des Zabergäus und des jetzigen Oberamts Brackenheim" (Stuttgart 1841) noch die "Beschreibung des Oberamts Brackenheim" (Stuttgart 1873) davon, zum Beispiel unter den "Alterthümern", berichten. Der Stein wurde 1963 auf Anweisung der Flurbereinigungsbehörde durch Kühner entfernt und in Unkenntnis der Bedeutung zerschlagen.

#### *Der Gollenstein von Blieskastel*

Bei Blieskastel im Saarland (ehemals Pfalz-Zweibrücken), einer an solchen Steinen reichen Gegend<sup>10</sup>, gibt es auch einen "Gollenstein". Nach der Beschreibung durch Hans Cappel<sup>11</sup> steht er, eine 1,7 m breite und 1,4 m dicke, im oberen Drittel sich verschlankende Säule aus Buntsandstein, auf dem Hohberg (319 m) zwischen Blieskastel, Alschbach und Lautzkirchen, etwa 100 m über dem Fluss Blies. Seine Höhe über der Erde beträgt ungefähr 6,7 m, unter der Erde etwa 1 m. An einer Seite wurde im 19. Jahrhundert eine ungefähr 60 cm hohe Altarnische eingehauen. Neben der Nische befindet sich eine Figur, "die heute nur noch verstümmelt wahrnehmbar ist"<sup>12</sup>. Durch kriegsbedingten Abbruch 1939 zerbrach der Stein in mehrere Stücke, wurde aber 1951 wieder mit Beton ausgeflickt und aufgestellt. Sein Gewicht wird auf 30 t geschätzt, der Inhalt auf 12 m<sup>3</sup>. Die Oberfläche der Buntsandsteinsäule ist sehr stark verwittert und abgeplatzt.

#### *Wer waren die Erbauer der Gollensteine?*

Anfänglich bis zur Renaissancezeit musste der Teufel für unerklärliche Baudenkmale herhalten; der römische Limes wurde so zum Teufelsgraben oder zur Teufelsmauer; Monolithe wurden zu Teufelssteinen erklärt. Auch Riesen galten als Urheber von steinernen Natur- und Kulturdenkmälern (z.B. Ruine Heimenstein am Albrand).

Danach bis ins 18. Jahrhundert war es üblich, alles Bedeutsame als römisch zu bezeichnen. Selbst Zabergäuer Adlige, wie Junker Hans Walther von Sternenfels, scheuten sich nicht, römische Abkunft für sich in Anspruch zu nehmen: "Regionobaldus, Julii geblüth, besas Sternenfels, ein ettler Römmer, von dem haben die von Sternenfels ihr Anknufft"<sup>13</sup>.<sup>14</sup> So ist auch 1633 für Pfarrer Tillmann

Weydinger aus Blieskastel der Gollenstein "ein sehr großer und langer römischer Stein, der Guldenstein genannt"<sup>15</sup>. Auch der Stein in Martinshöhe wird als "Römerstein" bezeichnet.

Im 19. Jahrhundert mussten Germanen diese Steine errichtet haben. So meint der Blieskasteler Friedensrichter Franz Carl Dercum 1809 (es war die Zeit, als die Franzosen unter Napoleon Europa zu erobern schienen und in Deutschland starkes nationales Gefühl weckten), die aus "dem unbesiegtten Deutschland hervorgekommenen Horden germanischen Stammes" hätten die "jung gebliebenen Kolosse ohne Zierde und Geschmack" hinterlassen. Karl Geib in seinem "Geographisch-statistischen Handbuch von Rheinbaiern" von 1828 erwähnt, dass viele ihn "für einen alemannischen Grenzstein halten"<sup>16</sup>. Die Deutung als "Gotenstein" geht in dieselbe Richtung.

Nach Abklingen der Germanomanie des 19. Jahrhunderts (die in den Rassenwahnideen des "Dritten Reichs" unheilvolle Urstünde feierte) wurden die Steine als keltisch identifiziert. So wird er 1924 in einem Fremdenführer von Blieskastel als "Markstein eines Grenzverlaufs zwischen den Gebieten der keltischen Mediomatriker und [des keltisch-germanischen Mischstammes] der Treverer" bezeichnet<sup>17</sup>. Auch die Deutungen "Goloisstein" und "Gallierstein" gehen diesen Weg.

Da sich die meisten und eindrucksvollsten Gebilde dieser Art in keltischen Siedlungsgebieten (besonders berühmt Carnac in der Bretagne) finden, werden solche Steine mit dem Wort "Menhir" bezeichnet (keltisch "men-Stein" und "hir-lang"), doch sind sie, so wenig wie die Dolmen (keltisch "dol-Tisch") oder der berühmte Steinpfeilerring von Stonehenge<sup>18</sup>, keltischer Herkunft, sondern, wie die moderne Forschung bestätigt, viel älter, nämlich jungsteinzeitlich.

### *Der Name "Gollenstein"*

Der Name "Gollenstein" wird von dem pfälzischen Volkskundler Albert Becker, der als Beispiel einen "kleinen Gollenstein bei Mittelbrunn" erwähnt, für einen Artnamen solcher Steine gehalten; so wird 1852 der in Martinshöhe stehende "Römerstein" in einem amtlichen Bericht als "Gollenstein" bezeichnet.<sup>19</sup> Die Form des Namens hat sich mehrfach verändert. Für den Blieskasteler Gollenstein, heutige örtliche Aussprache "Gollesteen"<sup>20</sup>, erscheint 1553 in einem Bericht des Amtmanns Hans Sulger "Guldenstein" (diesen Namen benutzt auch 1633 ein Bericht des Pfarrers Tillmann Weydinger), 1564 auf einer Landkarte des Geometers Tilemann Stella "Güldenstein"<sup>21</sup>, und noch 1809 bei Franz Carl Dercum, der auch bezeugt, dass er in der Volkssprache "Golenstein" heiße, als "Golden-Stein"; ebenso schreibt Karl Geib vom "Goldenstein"<sup>22</sup>. Der Botenheimer Stein wird, wie oben gezeigt, im Lagerbuch von 1530 als "Gollerstain" und "Gellenstein" bezeichnet.

### *Das Bildungselement "stein"*

Es liegt nahe, den Namen als Zusammensetzung von "Gollen", was immer das auch bedeuten mag, und "stein" anzusehen. Dass die Gollensteine Steine sind, liegt ja klar vor jedermanns Augen. Im Althochdeutschen erscheint das Wort

"stein" mit den Bedeutungen "Stein, Fels, Felsblock"<sup>23</sup>, im Mittelhochdeutschen als "Fels, hohler Stein, Felshöhle, Felsen- oder Bergschloss, Feste" und natürlich für spezielle Anwendungen "Steinstufe einer Treppe, Mühlstein, Mauerstein, Ziegelstein, Opferstein, Grabstein, Wetzstein" und viele andere.<sup>24</sup>

### *Was ist "Gollen, Goller"?*

Probleme bietet dagegen die Deutung des Bestimmungsworts "Gollen". Für die Deutung des Blieskasteler Namens werden in Anspruch genommen lat. "colus-Spinnrocken", weil man den Namen des "Spillensteins", eines kleineren Steins dieser Art in St. Ingbert-Rentrisch, als Entstellung von "Spindelstein" ansah und damit die Form des Steines meinte (es wäre dann eher – der Form des Steines gemäßer – auf lateinisch "columna-Säule", französisch "colonne" zu verweisen); weiterhin "Gallierstein, Goliathstein, Gothenstein, Goloisstein, Galgenstein, Gallenstein"; ja, der Heimatforscher Wilhelm Wack nahm sogar das französische Wort "quenouille-Spinnrocken"<sup>25</sup> zu Hilfe, um zu einer Deutung zu gelangen.<sup>26</sup> Diese Deutungen sind aber keineswegs so sinnvoll, wie ihre Urheber meinen. Eine Verbindung von lateinischen oder französischen Wörtern mit deutschen zu einem Namen ist nicht üblich und anderwärts nicht nachweisbar. Wack übersieht zudem, dass der Name schon existierte, ehe die Franzosen das Lothringer Land gallisiert hatten.<sup>27</sup> Die Volksetymologie, den Namen mit Goliath (wegen der riesigen Form), Gallen, Gallier und Golois/Gaulois (Kelten) zu erklären, ist zu simpel, oder ihn mit den Goten oder dem Galgen, der nicht nachgewiesen ist, in Verbindung zu setzen, zu albern, als dass man sie ernst nehmen könnte.

Das Element "Gollen" nennt Keinaths Flurnamenbuch<sup>28</sup> für Württemberg in den Flurnamen "Gollenholz, Gollenberg"<sup>29</sup>. Hier leitet sich der Name von einer Tierbezeichnung ab, nämlich "der Goll" und "die Golle", für den Gimpel, eine Vogelart. Außerdem gibt es den Namen "Gollenhof", den vier Parzellen von Groß Erlach, Mögglingen (erst um 1800 gegründet), Rohrdorf und Weiler zum Stein tragen. Darin ist die Tierbezeichnung der Familienname Goll<sup>30</sup>. Die Bezeichnung "Goller-Hahn mancher Hühnerrassen, männlicher Rabe" wird zum Familiennamen "Goller, Göller, Göhler". Bei den Freiherren Göler von Ravensburg führte die Tierbezeichnung vom Wappentier, einem Raben, zum Familiennamen (1247 "Bertholdus miles dictus Golere de Raphensberg"<sup>31</sup>; Raban I. siegelt 1287 mit einem "+sigillum.goleri.de.ravensperch", 1289 heißt er "Rabeno dictus Goler"<sup>32</sup>). Einen sinnvollen Hinweis auf die Bedeutung von "Gollenstein" geben diese Namen nicht, ebensowenig die Nennung der "filii Golstein" bei Heppenheim um 1200 im Lorscher Kodex<sup>33</sup>.

### *Die Suche nach dem ursprünglichen Namen*

Die Suche nach der Bedeutung von "Gollen, Goller" erbringt keine vernünftige Erklärung. Ältere Formen wie "Güldenstein, Guldenstein, Gellenstein" aber machen deutlich, dass der ursprüngliche Vokal des "Gollen" keineswegs "o" gewesen sein muss, sondern erst später unter dem Einfluss von "Gold" wegen der unter oder bei dem Stein vermuteten Riesenschätze diese Lautung annahm, welche insofern auch eine volksetymologische Form des Namens ist.<sup>34</sup>

Es gibt in Württemberg einen ganz ähnlichen Namen wie Guldstein, nämlich Gultstein (heute Stadtteil von Herrenberg). Gibt dieser Name eine Deutung her? Auf keinen Fall unmittelbar. Denn die fünf Nennungen dieses Ortes zwischen 777 und 879 im Lorscher Kodex: "in Giselsteter marca", "in villa Giselsteden", "in pago Nagalcgowe in villa Giselstete", "in pago Nageldacgowe in Giselstedir" und "in pago Na[gl]algowe in Giselstethin", zeigen, dass der ursprüngliche Name "Giselsteten" war. Und dennoch gibt uns der Name mittelbar einen Hinweis. Das althochdeutsche "Giselsteten", das bei konsequenter Entwicklung heute "Geiselstetten" hieße, lautete nach 1100 im Codex Hirsaugiensis "Gilstein"<sup>35</sup>, in den gleichzeitigen Traditiones Hirsaugiensis "Gilsten, Gillsten"<sup>36</sup> (in der örtlichen Aussprache "Gilschte") und wurde später zu Gultstein "korrigiert".

Dieses "Korrigieren" kennen wir auch von Ilsfeld-Auenstein, das vom 14. bis ins 16. Jahrhundert "Ostheim" (so 1524 in Beilstein mehrfach "Ostheimer Weg/Pfad"<sup>37</sup>, neben häufigem "Owenstein" in anderen Amtsorten), 1521 "Oustein", im Volksmund aber "Auschte" heißt. 1668 und 1686 finden sich im Ilsfelder Haischbuch neben der Schreibweise "Austein" (die auf "Auschte" hinweist) meist "Auenstein, Awenstein"<sup>38</sup>, doch erscheint die altertümliche Schreibweise "Owstein" noch bis 1733, "Austein" bis 1755 im dortigen Taufbuch<sup>39</sup>. Vorbild für solche "Korrekturen" boten Namen wie "Wunsten"<sup>40</sup> für "Wunstain, Wunnenstein", oder modernes "Beilschte" für das in der Nähe gelegene Beilstein, in denen "schte" tatsächlich einem historischen "stein" entspricht. Das "schte" in Namen wie Gultstein und Auenstein ist also keineswegs zwingend eine Kurzform von "stein", sondern ein unverstandenes Element, das man in Schreiberkreisen zu deuten unternahm.

Damit gewinnt das Botenheimer mundartliche "Gälschde", 1830 schriftlich als "Gellsten" belegte Wort große Bedeutung. Eine Erweiterung wie bei "Auste(i)n" zu "Auenstein" durch Einschub der Mittelsilbe -en- kann auch bei "Gellsten" zu "Gellenstein" stattgefunden haben. Die scheinbare Kurzform ist dann nicht einer (ohnehin nicht vorhandenen) Maulfaulheit der Bewohner von Botenheim (die man ja ihrer Schnelligkeit wegen "Hexen" nennt) zuzuschreiben, sondern überliefert ein althochdeutsches Wort, nämlich "gelstar, ghelstar" mit der Bedeutung "Opfer, Opferstätte". Dies Wort findet sich in der althochdeutschen "Isidor"-Übersetzung (in der französischen Nationalbibliothek Paris) und den "Monseer Fragmenten" (in der Niedersächsischen Landesbibliothek Hannover und der Österreichischen Nationalbibliothek Wien)<sup>41</sup>.

Bereits im Mittelhochdeutschen war das Wort "gelstar", weil es solche Opferstätten im freien Felde nicht mehr gab, außer Gebrauch gekommen. Das auslautende "star" konnte, unverständlich geworden, zu "schte" gekürzt (und bei Schreibern zu "stein" korrigiert) werden. Natürlich ist "gelstar" nicht der ursprüngliche Name, so wenig wie "Hoher Markstein"; er benennt lediglich den Zweck und ist damit eher ein Gattungs- als ein Individualname (wie bereits Albert Becker andeutet). Seine Benutzung beweist, dass den alemannischen und später fränkischen Einwanderern die Bedeutung der Stätte bewusst war. Und dass man im 19. Jahrhundert in den Blieskasteler Gollenstein einen "kleinen

Altar in Form einer nach oben spitz zulaufenden Nische" samt dem "griechischen Christusmonogramm" einmeißelte<sup>42</sup>, zeigt, dass das Gespür für die Weihe eines solchen Ortes mit all seinen irrationalen Gefühlen und Stimmungen auch unter ganz anderen Umständen den Heutigen nicht verloren gehen muss.

#### *Die Funktion des Botenheimer "Gellsten"*

Megalithe (griechisch "Großsteine") vom Stil der Gollensteine sind deutlich Phallus-, also männliche Fruchtbarkeitssymbole. Der "Ochsenkopf" auf dem Botenheimer Stein soll – falls nicht die Sage einen wahren Kern haben sollte – diese Fruchtbarkeitsvorstellung illustrieren. Denn das Wort "Ochse", althochdeutsch, aber auch in anderen germanischen Dialekten bekannt, "(h)ohso, oxso", bedeutete ursprünglich so viel wie "Befeuchter, (Samen)spritzer", also "Zuchtbulle", nicht wie heute "kastriertes männliches Rind"<sup>43</sup>. Wie die Betrachtung der Megalithe allgemein zeigt, sind Abbildungen auf ihnen so selten, dass es als sicher gelten kann, dass der Ochsenkopf erst später auf den Botenheimer Gollenstein kam.

Lange nach ihrer Errichtung blieben die Steine und Steinsetzungen oft Stätten religiöser Verehrung. Das ist nichts Außergewöhnliches, glaubte man doch, indem man die Stätten übernahm, die dort wirkenden Kräfte zu erhalten. Ähnlich wie die Kelten diese uralten Denkmale benutzten, so nutzen auch heute noch Menschen längst vor ihrer Zeit errichtete Gebäude, zum Beispiel Kirchen, und bewohnen Burgen, die von ganz anderen als den heutigen Menschen erbaut wurden. Die Kirche auf dem Michaelsberg und Schloss Magenheim im Zabergäu sind eindrucksvolle Zeugnisse dafür.

Die eindringenden Germanen dagegen scheinen nicht viel dafür übrig gehabt zu haben, insbesondere wenn die "heiligen Stätte" zu nahe an ihrem Wohnsitz lag. Sie zerstörten die "Nachfolger" der Gollensteine, die römischen Jupitersäulen, warfen die Reste in Gruben und gaben so Gelegenheit zu überraschenden Funden, zum Beispiel in Hausen an der Zaber. Dass sie die im freien Gelände stehenden Steine von Botenheim und Blieskastel (und an anderen Orten) nicht umstürzten und zerstörten, dürfte weniger mit religiöser Scheu, sondern mit der Einsicht zu tun haben, dass das weitab der Siedlung stehende Gebilde wohl keinen Schaden anrichten würde und man sich die Mühe des Zerstörens sparen konnte. Dennoch war auch den germanischen Neusiedlern klar, dass es sich um Kultstätten handelte.

## Fragen

Die vorliegende Untersuchung baut auf beweisbaren Tatsachen auf, dennoch bleiben Fragen offen.

- Die Hauptfrage ist natürlich, welcher Zeit der Gollenstein entstammt. Eine unzweifelhafte Datierung wäre an sich schon schwierig, weil in einem Alt-siedelland wie dem Zabergäu eindeutig zuzuordnende Begleitfunde fehlen; im Botenheimer Fall wird sie unmöglich, da der Stein zerstört und keine Abbildung von ihm bekannt ist. (Die Nähe eines einzelnen keltischen Grabes beweist nichts; es gibt ja auch eine steinzeitliche Siedlung in der Nähe des Steins im Dörner und ebenso römische, alemannische und fränkische Siedlungen.) Es hat sich gezeigt, dass beim Blieskasteler Gollenstein je nach Zeitgeschmack Römer, Germanen und Kelten als Urheber angenommen wurden. Die moderne Forschung bezeichnet die "Menhire", besser "Megalithe", als vorkeltisch, und der Botenheimer Gollenstein ist wohl diesen Megalithen zuzurechnen.

Keltische Grabstelen sehen anders aus. Sie sind Vollplastiken mit heute manchmal bescheiden wirkenden künstlerischen Mitteln. Bekannt sind die Hirschlandener Stele (6. Jahrhundert vor Christus)<sup>44</sup>, die Stele von Calw-Stammheim (6. Jhd. v. Chr.), eine anthropomorphe Figur<sup>45</sup>; auch die Stele von Tübingen-Kilchberg (7. Jahrhundert v. Chr.) "zeigt deutliche anthropomorphe Züge, aber der Körper dieses Menschengebildes ist in seinem Oberteil völlig von schwer deutbaren Ornamenten umspinnen"<sup>46</sup>. Diese Stelen waren als Bekrönung von Grabhügeln mit der Zeit herabgestürzt und in der Erde verschwunden. Beim Botenheimer Gollenstein war das alles nicht der Fall, denn er blieb bis 1963 an Ort und Stelle.

- Die zweite Frage bleibt, ob der "Ochsenkopf" aus der Zeit der Errichtung des Steines stammt oder spätere Zutat ist. Hier wird diese Frage, mit aller Vorsicht, damit beantwortet, dass der Ochsenkopf erst später auf den Stein kam. Die Plastik eines Stierköpfchens aus der KeltENZEIT fand sich im Oppidum Altenburg<sup>47</sup>, so dass Stierverehrung bei den Kelten nachweisbar ist. Doch beweist dies noch nicht, dass der Stierkopf von Kelten angebracht wurde. Eine Stätte, an der Stiere geopfert, also geschlachtet, wurden, muss nicht angenommen werden, da der Stierkopf hier wohl für den Fruchtbarkeitskult steht und nicht für ein Opfertier.
- Die dritte offene Frage ist die nach dem Zweck des Steins. Dem Totengedenken, wie bei den Steinreihen von Carnac vermutet, diente der Botenheimer Stein wohl kaum. Zum Zweck schreibt Cappel: "Die Bedeutung, welche Fortpflanzung und Zeugung als arterhaltende wichtige Kraft und Lebensäußerung für die Menschen der Jungsteinzeit hatten, hat ihren Beitrag zu der Auffassung der Menhire hergegeben, wenn sie phallische Gestalt annahmen"<sup>48</sup>. Auch in der vorliegenden Untersuchung wird auf den Phallus-Charakter des Steins, der durch das Stierbild verstärkt wird, hingewiesen und der Zweck dementsprechend gedeutet. Die Deutung des Namens als ursprüngliches "gelstar" geht jedenfalls in die Richtung, den Stein als Mittelpunkt einer Fruchtbarkeits-Kultstätte zu sehen. Die Funktion als Grenzstein ist auf jeden Fall erst nachträglich dazugekommen.



Flurkartenausschnitt Botenheim mit der Flur Gellenstein. Das alte Flurstück lag zwischen "Gellstein" und "Dörner", hier "Furtseen".



- (1) Thomas Schulz, *Altwürttembergische Lagerbücher aus der österreichischen Zeit VI*, Amt Brackenheim I, Stuttgart 1991, S. 224. (Hauptstaatsarchiv Stuttgart H 101 Bd. 271 Kanzleiexemplar und Bd. 273 Kellereiexemplar.) Die im Folgenden benutzten Bände dieser Ausgabe der Lagerbücher V und VI werden zitiert als Schulz V und VI.  
Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS) A 602 Nr 7624, Tübingen 1493 März 26.
- (2) Augrain und Ölwiesen lagen in Zelg gegen Bönnigheim, der Allmandweg "zu Sanct Michaelsberg" in Zelg gegen Cleebronn. Der Herrenwiesenbach bildete die Zelgengrenze; der Flurname "Gollerstein, Gellenstein" galt demnach auf beiden Seiten dieser Grenze.
- (3) Karte nach der verkleinerten Zusammenstellung in Isolde Döbele-Carlesso, *Botenheim - Ein Dorf im Zabergäu*, Brackenheim 1993, Beilage. (Zitiert als Döbele-Carlesso.)
- (4) Beschreibung des Oberamts Brackenheim, Stuttgart 1873 (OAB) (Nachdruck Horst Bissinger, Magstatt 1976) S. 187.
- (5) OAB, S. 8.
- (6) Topografische Karte 1:25000 Brackenheim 1993.
- (7) Den Begriff nennen die altwürttembergischen Lagerbücher 1520-1534 in folgenden Gemeinden der Ämter nördlich von Stuttgart: in Bietigheim "hinder dem houchen Marckstain" (Schulz V, S. 55), in Münchingen "bey dem hauchen Marckstain" (Schulz V, S. 161), in Dürrenzimmern "bei dem hohin Marckstein" (Schulz VI, S. 251), in Weiler an der Zaber "bym houchen Marckstein" (Schulz VI, S. 317); das Stadtlagerbuch Lauffen am Neckar 1571 (SAL B 258 fol 57v) "vom hohen Marckhstein", "deß hohen Marckhsteins, so inn der Heylbronner unnd Lauffheimer Strassen stehet" (SAL B 258 61v); das Güglinger Gerechtigkeitsbuch (GB 61) 1700 "hoher Marckhstein". In Klein-Ingersheim findet sich "bey dem großen Marckstain" (Schulz V, S. 75). "Gollerstein, Gellenstein" findet sich in diesen Ämtern nicht. Das einzig dem "Gollenstein" Ähnliche ist "Gundelstain" im Gemmrigheim, das aber auch "Gunderstall" heißt (Schulz V, S. 127).
- (8) Döbele-Carlesso, S. 92, Abbildung S. 93.
- (9) Theodor Bolay, *Sagen aus dem Zabergäu*, Stuttgart 1931, S. 64.
- (10) Beispiele bei Hans Cappel, *Der Gollenstein - ein Wahrzeichen unserer Heimat*, nach einem Vortrag am 15. Sept. 1998 zum Jubiläum "900 Jahre Blieskastel". (Zitiert als Cappel). S. 10 und 11.
- (11) Cappel, S. 7.
- (12) Cappel, S. 9 (Abbildung 1).
- (13) "aus der Blutsverwandtschaft des Julius (Caesar)"... "von ihm stammen die v. St. ab."
- (14) Archiv Zaberfeld; Hans Walter von Sternenfels, *Aufzeichnungen* Band I, fol. 590b.
- (15) Cappel S. 5.
- (16) Cappel S. 6.
- (17) Cappel S. 6.
- (18) Stonehenge im englischen Wiltshire trägt nicht einen keltischen, sondern angelsächsischen Namen - 1130 "Stanenges" - mit der Bedeutung "Steinhängung", weil die Sturzsteine auf den senkrecht stehenden Steinen "hängen". Auch hier zeigt sich, dass der Name eines solchen Denkmals nicht auf die Sprache der Erbauer oder früheren Nutzer hinweisen muss! Siehe Adrian Room, *Dictionary of Place-Names in the British Isles*, London 1988; S. 339.
- (19) Cappel, S. 17.
- (20) Freundliche Mitteilung von Kurt Legrum M.A., Blieskastel, vom 01.08.2005.
- (21) Cappel, S. 5.
- (22) Cappel, S. 6.
- (23) Rudolf Schützeichel, *Althochdeutsches Wörterbuch*, Tübingen 1981<sup>3</sup>.
- (24) Matthias Lexer, *Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch*, Stuttgart 1981<sup>36</sup>, (Lexer, Mhd TWB).
- (25) Das französische "quenouille" ist wie das gleichbedeutende deutsche "Kunkel", althochdeutsch "chonachla, chunchala", eine Tochter des vulgärlateinischen Wortes "conucula", von "conus=Kegel, Knauf".

- (26) Alle Belege bei Cappel S. 18. Cappel selber (S. 17) weist darauf hin, dass das "Pfälzische Wörterbuch" angebe, "der Gollenstein bei Blieskastel heißt im Volksmund dem Riesen Goliath sein Wetzstein" und er leitet davon die Deutung "Goliathstein" ab, wobei "Goliath" nicht mehr (nur) den biblischen Philister, sondern allegorisch den Teufel bedeute und im Zusammenhang mit dem altfranzösischen "goliart", modern "goliard" stehe, welches unter anderem für "einen umherziehenden kirchenfeindlichen franz. Kleriker" gelte. Er hält es für wahrscheinlich, dass "Goliathstein" für "Riesen-Stein" und für "Teufels-Stein" gleichzeitig stehe. Siehe zu seiner Deutung aber auch Anmerkung 29.
- (27) Bei allen von Fremdwörtern abgeleiteten Deutungen ist zu bedenken, dass es für die Rheinpfälzer keinen Sinn hatte, die Bezeichnung ihres Steins aus einer Fremdsprache abzuleiten. Hätten sie einen Spinnrocken, eine Spindel, eine Kunkel, einen Spinnwirtel, gemeint, hätten sie gewiss auch das bei ihnen gebräuchliche Wort – und das war natürlich weder "colus" noch "quenouille" – benutzt.
- (28) Walther Keinath, *Orts- und Flurnamen in Württemberg*, Stuttgart 1952, S. 82.
- (29) Cappel zitiert zum Namen Gollenberg den Flurnamenforscher Ernst Christmann, der den Namen des "Gollenbergs" bei Bellheim als Klammerform von "Gollensteinberg" mit Ausfall des "stein" deutet. Cappel selber geht den umgekehrten Weg, indem er annimmt, der Hohberg, auf dem der Gollenstein steht, habe früher "Gollenberg" geheißen, der Stein aber "Gollenbergstein" und daraus sei "Gollenstein" geworden. (Cappel, S. 17). Erklärt wird in beiden Fällen damit nichts.
- (30) Das Mittelhochdeutsche kennt auch ein Wort "gol" für "Schlemmer, Prasser" (Lexer, Mhd. TWB).
- (31) Württ. Urkundenbuch Bd. IV Nr. 1084 S. 147/148.
- (32) WUB Nr. 3828.
- Die Bedeutung "Goller-Hahn" würde zum westdeutschen "Hinkel-Huhn" im Ausdruck "Hinkelstein", passen – jedoch ist "Hinkel" eine Verballhornung von "Hüne-Riese".
- (33) Codex Laureshamensis (ed. Karl Glöckner, Darmstadt 1936) Nr. 3814: "quem tenent filii Golstein".
- (34) Ernst Christmann "sah ausdrücklich keine Möglichkeit, „Güldenstein“ von ‚Gold‘ herzuleiten" (Cappel, S. 17), was eigentlich – sprachgeschichtlich und vom Wortsinn her – durchaus möglich wäre. Dies trifft sich mit der in diesem Aufsatz vertretenen These, dass das -o- im Namen erst volksetymologisch auf Gold hinweisen sollte. Christmann wagte nur nicht den Schritt weiter, nun zu überlegen, ob das Wort "Güldenstein" nicht ebenfalls bereits eine "Korrektur" des ursprünglichen Namens sein könne.
- (35) Codex Hirsaugiensis fol. 69b: Zeisolf von Brackenheim übergibt dem Kloster Hirsau in "Messesteten" ein Gut, das mit einem anderen in "Gilstein" vertauscht wird.
- (36) Traditiones Hirsaugiensis fol 2a: "Hae sunt donationes ecclesiarum domini abbatis. ..., Gilsten, ..." und "Hii sunt hūbarii qui ducturi sunt vinum: ... Gillsten III<sup>es</sup>..." (Hrsg. Karl Otto Müller, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte, IX. Jahrgang, Stuttgart 1949/50, S. 21-46).
- (37) Schulz VI, S. 91.
- (38) Evang. Pfarrarchiv Ilsfeld: *Ernewertes AischBüechlin über des Haylligen St: Bartholomaei daselbsten jährlich gefallende Heller-Zünñß, Güllt, Landacht und Bodenweinn, Anno 1668*, und *"Des Haylligen St: Bartholomaei ernewert Aisch Büechlin, Anno 1685"*.
- (39) Evang. Pfarrarchiv Ilsfeld, Kirchenregister (Tauf-, Ehe-, Totenbuch).
- (40) Schulz VI, 167.
- (41) Rudolf Schützeichel, *Althochdeutsches Wörterbuch*, Niemeyer Tübingen 19813.
- (42) Internet-Information der Stadtverwaltung Blieskastel.
- (43) Wolfgang Pfeifer u. a., *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*, dtv 1995ff.
- (44) Kurt Bittel u. a. (hrsg.) *Die Kelten in Baden-Württemberg*, Stuttgart 1981, S. 91 (Abbildung 28).
- (45) Bittel, S. 89 (Abbildung 26).
- (46) Bittel, S. 164, S. 165 (Abbildung 86).
- (47) Bittel, S. 105 (Abbildung 41).
- (48) Cappel, S. 13

# Kirchenbau 1772 - 1774 in Niederhofen

von Otfried Kies

Kaum hatte Pfarrer M. Wilhelm Christoph Glanz (im Amt 1768-1807) seinen Dienst als Nachfolger von Pfarrer M. Jeremias Mayer an der Cyriakuskirche in Niederhofen angetreten, wurde er mit einem gewichtigen Problem konfrontiert: Seine Kirche bedurfte dringend einer durchgehenden Reparatur.<sup>1</sup>

## *Gutachten durch den Kirchenrats-Baumeister wird 1768 erbeten*

Am 24. November 1768 richtete er, zusammen mit Schultheiß und Richtern des Ortes, ein Schreiben an den "Herzog[ich] Hochlöbl[ichen] KirchenRath" und bat darin um Abordnung des herzoglichen Kircherats-Baumeisters zur Begutachtung der erforderlichen Baumaßnahmen.

Man konnte darauf verweisen, dass bereits "der seel. verstorbene Pfarrer Mr. Dennhardt die Baufälligkeith unserer in Anno 1434<sup>2</sup> und mithin vor bereits 334 Jahren erbauten Kirche eingesehen, und deswegen zu Reparatur derer 500 fl. gestiftet" hatte (von denen allerdings bereits 100 Gulden verbraucht waren), so dass wenigstens ein Teil der Kosten gedeckt sei. Durch Fachleute war bereits

- "1. der ganze Dachstuhl vor vollkommen abgängig und keinnüz, und
2. die Decke oder das Getäfer oben am Boden, an welchem die Bretter durchgängig mürb und faul, vor- vollkommen hinfällig erkläret worden; weilen aber
3. diese unsere Kirche an und vor sich so finster ist, daß besonders die auf denen allzu hoch aufgerichteten Emporkirchen stehende Mannspersohnen bey dem besten und hellen Wetter kaum leßen und mitsingen können, und
4. auf der Canzel selbst ein Prediger (als auf welcher derselbe sich vor dem Licht stehet) besonders bey dunkler Witterung, so wenig Helle hat, daß er bey abhaltenden Vesper-Lectionen mit dem Leeßen kaum fortkommen kan, ingleichem auch
5. die Emporkirchen zu Faßung der Mannspersohnen nicht raumig genug und theils nur zu hoch aufgebauet sind, besonders aber auch
6. die Sacristeyh, welche 3 oder 4 Schuh (0,86 m bis 1,15 m) tief in der Erden - gegen Mitternacht - und nur in einem Anbau der Kirche, der zwar mit einem Gewölb, so aber hin- und wieder starcke Sprüng hat, und darbey mit einem schlechten Dach versehen, bestehet, und was das beschwehrlichste, darzu noch gar kalt und ungesund, und besonders im Frühling so naß und mit Waßer angefüllt, daß man dem Geistl[i-chen] zu solcher Zeit zum laufen in der Mitte inzwischen Bretter hingelegt",

so wurde um eine Beseitigung dieser Mängel nachgesucht. Man versprach sich eine Bewilligung dieser Baumaßnahmen "in aller Unterthänigkeit [um]so ehender, als an unserer Kirche noch niemalen keine Reparation vorgenommen worden" war.

### *Bitte um Erlaubnis zum Kirchenbau 1771*

Der Bitte um Abordnung des Baumeisters wurde entsprochen. Kirchenratsbaumeister Wilhelm Friedrich Göz (1737-1803) fertigte einen Überschlag, und die Gemeinde samt Pfarrer konnte mit Schreiben vom 18. Oktober 1771 darum bitten, das Bauwesen in Angriff nehmen und dazu das Legat von Pfarrer Johann Jacob Dennhardt (im Amt 1714-1753) verwenden zu dürfen. Zu den bereits genannten baulichen Veränderungen wurde gewünscht, dass auch "die höchstnöthige Erweiterung derer Stände und Stühle" vorgenommen werde. Das Legat Dennhardt war, soweit noch nicht verbraucht, unter Bürger gegen Zins ("Interesse") ausgegeben. Es wurde dringlich vorgebracht, dass "die hiesigen Kirche in der ganzen Gegend an denen Pfälz[ischen] Gränzen die älteste, aber auch die ohnansehnlichste und bauvölligste<sup>3</sup> seye". Hier und später wurde die Lage des Ortes an der Kurpfälzer Grenze betont; auch noch näher ausgeführt, dass die Kirche "vielfältig von Ausländern besucht wird"<sup>4</sup>, weil "die benachbarte Ausländer neben aufmerksamer Anhörung des Worts Gottes ihr Vergnügen darinnen suchen und finden"<sup>5</sup>.

Das Schreiben vom 18. Oktober 1771 wurde in verschiedenen Ausfertigungen über das Oberamt Brackenheim an die zuständigen Behörden gesandt. Die erste Fassung des Schreibens an den herzoglichen Kirchenrat wurde verworfen, weil es nur die Bitte um Baugenehmigung und Erlaubnis zur Verwendung des Dennhardt'schen Legats enthielt. In einer zweiten ausführlicheren Fassung erläuterte man die Finanzlage, dass nämlich die "hierauf zu verwenden stehende Baucösten sich ohng[efehr] auf 1055 f 17 x 3 hlr erlauffen", aber außer dem Dennhardt'schen Legat und den von "denen von so inn- als ausserhalb Orths sich gezaigten Liebhabern der öffentl[ichen] Gottesdienste seit einiger Zeit hierzu gestifteten Legaten à 50 f" kein Geld vorhanden sei. Der "Fundus" (das Gesamtvermögen der Kirchengemeinde) belief sich "kaum auf 750 f", von dessen Einkünften, "die sich des Jahrs umhin etwa auf etl. 60 biß 70 f erstrecken", konnten "neben Erhaltung Kirch und Schuhl kaum die sonstig jährl. Abgaben bestritten werden". Die bürgerliche Gemeinde hatte darüber hinaus trotz ihrer Armut angeboten, "die hiebey vorfallende gar vielen Fuhr- und Frohndienste darbey gleichwohlen ohnentgeltl. zu prästiren".

An den Kirchenrat erging also, da "wir bey solch unserm vorhabenden Kirchenbauweeßen

1. nur die einig unschuldige Absicht haben, daß wir den Gottesdienst sicher und ruhig abwarten können,
2. aber mit unsern Mitbürgern sowohl als dem P[io] Corp[ore] in dergl. Fällen auch anderwärtigen Communen im Land schon vielfältig nach Cräfften beygesteuert und
3. Ewer [Hochfürstliche Durchlaucht] nicht nur aus solchem, sondern auch besonders aus dem Grund bey in vorige Zeiten vorgefallenen weit kleinerem BauWeeßen an und in unserer Kirche ein Nahmhafftes bezusteuern die höchste Gnade gehabt haben, weilen wir

4. an denen Pfälz. Gränzen uns befinden, und unsere Kirche vielfältig von Ausländern besucht wird, aber under
5. Ewer [Hochfürstlichen Durchlaucht] Geistl. Verwaltung Brackenheim neben andern beträchtl. Geld-, Frucht- und Weingefällen hießigen Orths auch den Großen FruchtZehenden zu beziehen hat, und wir übrigens und
6. versichert seynd, daß der Allerhöchste diese herzogl. Gnade, wie in andern Stücken, alßo auch in denen gesambten hiesigen herrschafftll. Gefällen, mildest ersezen werde,"

die Bitte um "höchste ergibige Beyhülffe". Dezent wurde darauf hingewiesen, dass Niederhofen seinerseits ja nur die Staatsreligion ausüben und daneben den Evangelischen in der Pfalz den "richtigen" Gottesdienst vermitteln wolle, andererseits dass Regierung und Geistliche Verwaltung aus Niederhofen beträchtliche Einkünfte bezögen.

Ähnlichen Inhalt hatte das Schreiben an den herzoglichen Regierungsrat vom gleichen Datum. An diesen richtete man die Bitte, "zu mehr beßerer Bestreitung ihrer Kirchenbaureparations-Cösten in Ermanglung der weiter hierzu erforderl. Mittlen ... ihnen auch zerscheidentl.<sup>6</sup> beträchtliche Stätt und Ämbter zu Ersamlung ergibiger Collecten gnädigst anweißen zu laßen". Hier wurde noch deutlicher als im Schreiben an den Kirchenrat betont, dass Regierung und Geistliche Verwaltung Brackenheim "neben andern beträchtl. Geld-, Frucht- und Weingefällen auch den Großen Zehenden, [die herzogliche] Kellerey Brackenheim aber neben dem Novalzehenden, Wein und Früchten, auch andern Revenuen, noch ein Nahmhafftes an jährl. Gült und Landachtfrüchten hießigen Orths" beziehe.

Ein dritter Brief solchen Inhalts ging an die "Hochlöbliche Landschafft Stuttgart", die Vertretung der Landstände. Man wies auf die Werbewirkung der Niederhofener Kirche in der pfälzischen Nachbarschaft hin und bat daher, "uns umso mehr auch mit einer milden und ergibigen BauSteuer vorzügl. in Gnaden zu bedencken, als unsere Kirche auch öffters von denen angränzenden ausländ. Orthschafften besucht wird".



*Ein Beitrag wird 1772 dankbar angenommen*

Am 22. Juli 1772 bemühten sich "geistliche und weltliche Commun" Niederhofen, der Regierung "vor solch uns wie auch der gesambten meistens erarmten Gemeinde hierinnen erzaigte höchste Gnade hiemit den demüthigsten gehorsamsten Danck abzustatten, und Gott in dem Himmel in einem gemeinschaftl. Gebett inbrünstigst zu bitten, daß er solche hohe Gnade durch anderwärtigen Seegen in reicher Maaße widerum ersezen wolle". Der Herzog hatte Niederhofen nämlich "einen mildesten Beytrag von ein hundert und zehen Gulden gnädigst anzuweißen die höchste Gnade gehabt". Das war natürlich viel zu wenig, und trotz der Dankesadresse wies man deutlich darauf hin, wie viel noch zu leisten war. Wie oft bei Reparaturarbeiten an alten Gebäuden äußerten sich bei der Vorbereitung der Reparaturen "wider männigl[iches] Vermuthen" verschiedene "bedenkliche Umstände, dann

1. wäre – da das von aussen so massiv geschienene und dem Anblick nach aus lauter Quaders bestehende Gemäuer sich bey Abbruch des Tachgibels so schlecht und schwach gezaigt, daß die vermuthete Quaders eben aufrecht gestelte Blättlen von 4 biß 5 Zoll (zwischen 9,5 und 12 cm) dick, und die übrige dicke Mauer eben ein aufgethürmter Kummer<sup>7</sup> waren – es höchst misslich geweßen, durch den Gibel und das Gemäuer zu beeden Seiten, (wovon das gegen den Berg stehende unterhalbs vollkommen durchfressen), zu Hohlichter und Stegen der gnädigsten Vorschrift gemäß 6 starcke Öffnungen auszubrechen. Über welch durchaus grundschlecht befundenes Kirchen gemäuer wür uns, da bey Abbruch des Tachgibels, daß solcher schon in Anno 1073 erbauet, der oberste Fürststein uns belehret, dann nimmer so sehr befrembdet haben. Nur ware bey solchem Umstand dieses das Schlimste, daß, wann anderst in die, über die Maaßen schlecht gemauert und daher inzwischen gar feucht und verfenstert geweßte Kirch nur in etwas mehrern Luftt und Helle solle herbey gebracht werden, durch ohnumgängl. nöthige Einreyßung des grössesten Theils des Gemäuers am ganzen Langhauß, wür uns mit unsrer seit einiger Zeit meistens vererarmten Gemeinde in einen weit grösseren Costen als der gnädigst ratihabirte<sup>8</sup> Planüberschlag besagt, versetzt sehen mußten. Wobey neben und indeme wür bey der Maurerarbeit in diese Verlegenheit gesetzt waren, auch
2. noch bey denen Zimmerleuthen noch der merckwürdige Umstand vorkam, daß unter unser vorhanden geweßtem großen Flozholz, wann anderst die Kirche in ihren vorigen Gränzen bleiben sollte, die Deckbalcken zum Kehlgebälck durchgängig höchstunnützlich um 8 Schue abgeschnitten werden solten, wobey wür dann auch eingestehen und gehorsamst anfügen müssen, das, wann anderst bey dem starcken Anwachß der Gemeinde in 50 oder mehrern Jahren eine Erweiterung der Kirch nöthig geweßen wäre, dieser Schaden als dann ererst um ein Nahmhafftes größer ausgefallen wäre."

Hatte man schon früher das hohe Alter der Kirche betont, konnte man nun ins Feld führen, dass in einer Bauinschrift am Firststein die Jahrzahl 1073 gefunden worden und damit natürlich der Altertumswert der Kirche (den man im 18. Jahrhundert bereits zu schätzen im Stande war) wesentlich höher anzusetzen sei.

Leider wurde von dieser Inschrift keine Zeichnung gefertigt, so dass wir nicht wissen, in welcher Weise hier geschummelt wurde - denn eine Angaben dieser Art aus jener Zeit gibt es nicht; man hätte nicht 1073 (oder MLXXIII) geschrieben, sondern die Regierungszeit eines Papstes oder Kaisers angegeben. Übrigens wurde nicht, wie das Schreiben auszudrücken scheint, der ganze Giebel, sondern nur das oberste Stück davon abgetragen, wie der Befund durch den Bauforscher Götz Echtenacher ausweist.

Nach einer anderen Fassung des oben zitierten Textes war ursprünglich geplant und genehmigt worden, am Giebel der Kirche unter- und oberhalb der Empore je zwei ovale und hohe "Lichter", an der Nordseite (die sich als vollkommen vom Wasser zerfressen erwies), eine Tür von sechseinhalb Schuh Höhe (1,86 m) und vier Schuh breit (1,15 m) "zu Führung einer Stegen" und auf der Südseite ein Öffnung "zu Erweiterung des kleinen Fensters" auf sechs Schuh (1,72 m) Höhe und und dreieinhalb Schuh (1,00 m) Breite auszuberechnen.

Dies stellte sich als "höchst mißlich" heraus und unterblieb daher. Es wurde vielmehr beschlossen, die Fenster an den Kirchenseiten zu vergrößern und die Kirche nach Norden zu erweitern. Auch hier wurde wieder der Eigenanteil der Gemeinde betont. Sie übernahm nicht nur die kostenlose Lieferung der Eichenstämmen im Wert von rund 40 Gulden<sup>9</sup>, sie war auch bereit, die Mehrkosten der Verbreiterung in Höhe von 241 Gulden auf sich zu nehmen. Das Gemeinschaftliche Oberamt in Brackenheim war damit einig, sofern die Gemeinde diesen Beitrag wirklich leiste; und so bekam die Kirche statt der kleinen Fensterschlitze "sechs große heller Lichter", sie wurde auch nach Norden um 2,30 m verbreitert und um 1,15 m erhöht. Man war stolz darauf "nun, ohnerachtet wür alle Nebenausgabe im Anstreichen und Mahlen gänzlich vermieden, eine Kirche [zu] haben, die an diesen Gränzen eine Zierde heißen kan." Dass man die Notwendigkeit einer Verbreiterung der Kirche nach Norden mit der Länge des Stammholzes begründete, das sonst um acht Schuh (2,30 m) zu lang gewesen wäre, ist reizvoll genug, um erwähnt zu werden.

Waren im Jahr zuvor die Baukosten noch mit "1055 f 17 x 3 hlr" angegeben worden, musste man nun berichten, dass "der gesambte Baucost nun-mehro sich über 1850 f belauffet". Dazu legte man eine Zwischenabrechnung mit Angabe des Fehlbetrages von 939 Gulden vor: "Gleichwie uns aber nach Abzug des Pfarr Dennarth. Legatrests à 400 f; von einer Herzogl. Kirchen-Castens-Verwaltung in submissesstem Danck empfangenen Beytrage à 110 f; der von einer Löbl. Landschafft hierzu verwilligten Bau-Steuer à 50 f; von Privatis in- und ausserhalb Landes hierzu freywillig beygesteuert 50 f; aus alt und vollkommen unbrauchbar gewestter Holtzwaar und sonstigem Abholtz successivè erloeßter 60 f; dann in Rücksicht der Erweiterung von der meistens armen Gemeinde der hiebey in der Menge prästirten<sup>10</sup> höchstbeschwehrl. Fuhr- und Handfrohndienst und der aus dem Communwald ohnentgeltl. abgegebenen etlich und zwanzig Stämm aichen Holtz ungeachtet, mit der äussersten Hervorthuung hierzu vorgeschosenen 241 f; und in allem solcher gestalten bereits hierauf verwendeten 915 f zu völligst ehrlicher Bestreitung der gesambten Baucösten würckh[lich] noch 939 f; abgehen, worzu weder vor jezo noch in Zukunfft wir die geringsten Hülffs-Mittel vorzuschlagen vermögen."

Es blieb also nur übrig, erneut um einen Zuschuss von der "Herzoglichen KirchenCastensVerwaltung" und außerdem darum zu bitten, Gott wolle "bey unserer dermahligen Dürfftigkeit besonders in denen zu Collecten gnädigst anweisenden Stätten und Ämbtern uns aber solche Gemüther zusenden, durch deren Beyhülffe wür dieses unser Kirchenbauweeßen endlich auch vollends zu einem guten Ende bringen möchten". Man betonte wieder, man habe "bey dem gesambten Bauweeßen wie oberamtbl. bekannt, im Geringsten keine Übermaaß, sondern vielmehr unsern aufhabenden Pflichten gemäß (unter gehabter fleissiger Obsicht) hierbey alle Mesnage<sup>11</sup> gebraucht." Auch erfolgte der dezente Hinweis auf die herrschaftlichen Einkünfte aus dem Ort, indem man den Wunsch äußerte, "die besonders auch hießigen Orths auf dem Felde befindl[iche] schöne Frucht- und Weingefälle wolle der große Gott (vor die uns und der gesambten armen Gemeinde wiederhohlter andurch zugehenden höchsten Gnade) reichlich seegen".

Die "Landschaft" erhielt gleichfalls Dank für ihre Beisteuer von 50 Gulden, man bat aber auch sie, dass sie "in gnädigem Betracht solch unserer ohnumgängl. weiter zu bestreitenden vorgefallenen Baucösten mittelst Verwilligung einer weiteren milden Bausteuer, (als worvor der grosse Gott die gesambte landschaftfl. Revenuen widerum reichl. seegen wolle), uns in Großgunst zu subveniren so ehender huldreich geruhen mögen, als zu Bau u. Reparatur des hie und da schadhaft sich ergebenen und mitfolgl. Abwendung größern Costens und Schadens uns die grösseste Noth getrieben, wür aber bey dem gesambten Bauweeßen im geringsten kein Übermaaß, sondern unter gehabt fleissiger Aufsicht, wie oberamtbl. bekannt, alle Menage gebraucht haben."

Die "Baucostensconsignation", die Aufstellung der Kosten, wurde von der Obrigkeit am 12. Mai 1773 "gnädigst decretirt" und damit das Bauwesen genehmigt.

#### *Weitere Bitte um Beihilfe 1773*

Die im Oktober 1771 und erneut im April 1772 erbetene Zuweisung von Gemeinden, in denen man Beisteuer sammeln durfte, war bis September 1773 ungehört geblieben.

An sich war dies ein sehr beliebtes Verfahren in einer Zeit, die keine Brand- und Katastrophenversicherung kannte, und wurde vor allem nach Ortsbränden, aber auch bei sonstigen öffentlichen Bau- und Reparaturmaßnahmen angewandt; ja selbst Private konnten sich solch einen "Brandbrief", das Patent zum Sammeln nach Brandfällen, erwerben.

Es blieb der Gemeinde nichts anderes übrig, als diese Bitte wiederum einzureichen. Man hatte inzwischen bei den Handwerkern deren fällige Löhne und gelieferten Materialien als Darlehen und von einigen Privatleuten insgesamt 600 Gulden Kredit aufnehmen müssen. Von diesen Gläubigern wurden aber Kirche und Gemeinde "um ihre schon vor einiger Zeit verfallene Zinnßgeldter fast tägl. theils schriftl. theils persöhnlich angegangen und überfallen". Das Ersuchen der Gemeinde an die Herrschaft war daher, "nach gnädigster Beherzigung solch unserer bedrängten Umstände uns doch zu etwelch weiterer Bestreitung unserer Kirchenbau-Cösten und Abtilgung der hierauf contrahirten Capitalien und mittelst Anweisung nahmhafter Städt und Ämmters zu Ersammlung ergiebiger Collecten in allen Gnaden zu subveniren".



## *Baufertigstellung 1774*

Obwohl geistliche und weltliche Kommunvorsteher von Niederhofen bereits am 22. Juli 1772 an die "Landschaft" meldeten "daß wir in Zeit von 5 biß 6 Wochen dem völligen Ende der Arbeit entgegen sehen, und nun ... eine Kirche haben, die an diesen Gränzen eine Zierde heißen kann"; worin die im Konzept des gleichen Briefes an die Herzogliche Regierung gemachte Angabe "daß wir in Zeit vom einem starcken Monath dem völligen Ende der Arbeit entgegen sehen", bereits erhöht wurde, scheinen die Baufortschritte nicht so zülig verlaufen zu sein, denn erst am 18. Dezember 1774 konnten die Niederhofener von "vollendetem Bauweeßen" berichten. Hervorgehoben wurde der Dank an "den grundgütigen Gott vor das unßer Kirchenbauweeßen über bescheerte gute Wetter" und die – auch heute noch bemerkenswerte und erfreuliche – Tatsache, "daß keinem Menschen hierunter einig Gliedmaß nicht verlezet".

Leider musste die Gemeinde feststellen, dass die Begeisterung der Obrigkeit über den Kirchenbau sich in engen Grenzen hielt. Zwar hatte die Bitte um einen "fernerweiten gnädigsten Beytrag" zu einem Kirchenratsdekret unterm 12. März 1773 geführt, doch dieses teilte mit, dass, "da von dem Geist[lichen] Guth ein Beytrag mit 110 f allschon abgegeben worden u. dießes einige Zeit her an dergl. Beyträgen allzuviel prästiren müßen, man einen weitem Beytrag gnädigst nicht zu verwilligen wiße, auswärtige vermögl. Pia Corpora<sup>12</sup> aber dißfalß in die Concurrenz<sup>13</sup> zu ziehen der Zeit nicht wohl faisable<sup>14</sup> seye". Immerhin gestattete das Dekret, "daß auf unßer pium Corpus von Commun wegen 200 biß 300 f, welche aber so bald mögl. wiederum heimbezahlt und aus dem Interesse<sup>15</sup> gebracht werden sollen, aufgenommen werden mögen". Das reichte der armen Gemeinde zwar zur "nicht geringen Consolation"<sup>16</sup>, aber die Finanzierung sicherte das nicht.

So erklärte man dem Herzog in diesem Schreiben erneut, "daß bey all unßerm Kirchenbauweeßen unßern aufhabenden Pflichten nach wir einig u. allein auf eine Mesnage, keinesweegs aber auf eine eitele Zier gesehen". Man stellte die trotz aller Bescheidenheit beim Bauen schwierige Finanzlage ausführlich dar. Danach "hat nach der über unßern gesamten Kirchenbaucosten, der oberamtl. Instruction gemäß, besonders gestellten u. oberamtl. justificirten Rechn. sich der gesamte Sumtus auf mehr dann 1950 f erlossen, woran nach dem in fine solcher Rechn. projectirten u. oberamtl. ajoustirten Kirchenbaucassen-Zustand wir würckl. noch 729 f 2 x 3 hlr, u. darunter besonders schon vor bald 3 Jahr auf den Heiligen von Commun wegen in 3 Posten verzinßlich aufgenommene 650 f, das übrige aber denen Handwercksleuthen auf ihre Arbeit u. abgegebene Bau-Materialien, annoch zu bezahlen schuldig seynd, worzu, da die Commun an u. vor sich schon in einem starcken Schuldenlast stecken thut, u. das arme P[ium] C[orpus] neben denen vorhin auf sich habenden Præstandis aus einem auf ihme allschon ruhenden Passivcapit[al] à 100 f nicht wohl das jährl. Interesse aufzubringen vermag, die vorhin auch meistens arme u. in Schulden sich vertiefte Gemeinde aber, neben denen sehr vielen u. höchst beschwehrl. Fuhr- u. Handfrohndiensten, durch einen pro viribus<sup>17</sup> gethanenen freywilligen Zusammenschuß von 250 f nach möglichsten Kräfteften das Ihrige redlich beygetragen, u. von einer selbstvermögenden, endl[ichen] Befriedigung derer Handwercksleuthe weniger

Abtilgung eines verzinßl. Postens, alßo layder im Geringsten nichts zu erwehnen ist, wür auch nur die geringste Mittel u. Weege ausfindig zu machen nicht vermögen. Gleichwie aber bey solch der Sache klarem Verhalt, uns besonders, da wir das aus unßern Aufnahmen fernd verfallene Interesse, um der gänzl. Unvermögenheit willen im Anstand belassen müßen, der von unßerer Creditorschafft kürzlich erfolgter würckl. Auskündigung derer Hauptsummen, wür uns, als an denen äussersten Gränzen liegend, in solch würckl. auf dem Halße liegenden Gedräng weder zu rathen noch zu helfen wißen, und in dießem uns haischenden Schuldenlast alßo nebst Gott zu Ewer [Hochfürstlichen Durchlaucht] als unßerm allerseits gnädigsten Landesvatter unßer einiges Refugium zu nemmen genöthiget seynd."

Alles mündete in der Bitte, "uns und die arme Gemeinde endl. doch mit gnädigen Augen an[z]usehen, und ... gnädigst zu subveniren", "daß, wo es gnädigst gefällig wäre, von dem geistl. Guth uns mit einer weitem gnädigsten Beysteuern in allen Gnaden unter die Arme gegriffen, u. nach Gottlob sich geändertem Zeitpunkt in Ansehung des Überlasts sodann die vermögliche Hospitalitæt u. andere considerable Pia Corpora im Land so ehender zur Concurrenz gezogen werden möchten, als wir auf solche Weiße sowohl ab Seiten der Commun als des Heiligen das Unßerige auch schon mehrfältig redlich beygetragen haben".

Die genauen Baukosten veränderten sich während der Bauzeit, wie es wohl öfters vorkommt, erheblich. War 1771 noch von 1055 f 17 x 3 hlr die Rede, so waren es 1772 bereits 1850 f und 1774 "mehr dann 1950". 1775 werden über 3000 f, von denen immerhin schon 2000 f bezahlt waren, genannt.

#### *Andere Mäzene werden gesucht*

Nicht nur die Herrschaft Württemberg besaß Einkünfte aus Niederhofen, auch das Ritterstift Wimpfen hatte hier Zehnt- und die Grafen von Neipperg Jagdrechte von beachtlichem Geldwert. So lag es nahe, diese Herrschaften um eine Beisteuer anzugehen, zumal die flehentlichen Bitten an Herzog, Regierung und Kirchenrat zu wenig genutzt hatten.

An die "hochwürdig, hoch- und hochwohlgebohrne Reichsfreyherren, gnädig hochgebiethende Herren" in Wimpfen schrieben Pfarrer, Schultheiß und Richter von Niederhofen am 20. Mai 1775 einen Bittbrief. Darin erwähnten sie, dass das Ritterstift sie "biß nach wirklicher Einheimß- und Überschlagung des heurigen Zehend-Ertrags zur Ruhe zu verweißen in Gnaden geruhet" - also bisher nichts gegeben habe. So wagte man jetzt erneut die Bitte: "Gleichwie nun, da der liebe Gott hießige Gegend vor Hagel und Wetterschaden zu seinem Preiß in Gnaden bewahret, dißseitiger Zehend-Ertrag heuer Gottlob! wiederum gut ausgefallen, beneben auch bey gegenwärtig starcker Bürgeranzahl die Güther immer besser zum Ertrag gerichtet: Mitfolgl[ich] auch die Zehend-Gefällen immer mehrers verstärcket werden, also erkühnen wir uns bey Euer &c. in profundestem Respect wiederholter Angelegenheit zu Höchstermelt Dieselbe zum Behuf unserer Kirchen-Bau-Cösten uns mit einer mildesten Beysteuern in Gnaden zu erfreuen, so ehender huldreichest geruhen möchten, als an denen über 3000 f sich erstreckenden Kirchen-Bau-Cösten noch gegen 1000 f zu bezalen stehen."

Niederhofen ließ offen, wie diese 3000 Gulden zustande kamen. Entweder hatte man noch eine Menge vorher nicht erwähnter Bau- und Reparaturmaßnahmen zu finanzieren, waren darin die Zinsen und Zinseszinsen der Kredite und Darlehen enthalten oder lagen Preissteigerungen vor, die heute nicht mehr nachvollziehen sind.

Man wies darauf hin, dass die Gemeinde "neben den schwehren Fuhr- und Handfrohndiensten mit einem baaren Zuschuß sich bekanntlich auf das äusserste angegriffen und unsser Pium Corpus durch die starcke Beyträge hierzu sich allerdings völlig entkräftet" habe, dass ihr jedoch auch "von zerschiedenen herrschafft. und anderen Cassen auch hohen und mittleren Standes-Personen mit considerablen Beyträgen bereits mildest an Handen gegangen worden" sei. Man erneuerte also die Bitte um eine "in unßern dermalig-dringenden Umständen uns mittheilende gnädige Beysteuern", versicherte auch, dass man dies als freiwillige Gabe betrachten werde, "keineswegs aber hierinnen eine Consequenz<sup>18</sup> reflectiren" wolle.

An "Son Excellence, Monseigneur le Comte de Neipperg, Ambassadeur & le Comte du Saint Empire de Sa Majestés Imp[ériale]s et Royales Apostoliques<sup>19</sup> & p.p. à Schwaigern" richtete man am 30. Oktober 1775 ebenfalls "ein unterthäniges Exhibitum um eine etwelch milde Beysteuern". Man hatte – und damit ging man eine nicht ganz absehbare Belastung ein – dem Grafen etwas zu bieten. Neben dem Wunsche, "daß der Allerhöchste Vergelter Höchstdieselbe vor die uns und unßern Gottes-Hauße zugeflossene höchste Gnade anderwärts in reichstem Maaß seegen und Euer Hochgräfflichen Excellenz samt Höchstdero Dependence<sup>20</sup> biß in die späteste Alterthums-Zeiten in ohnunterbrochenem hohem Wohlseyn gnädiglich erhalten wolle", erbot die Gemeinde sich, "bei der von Höchstdenselben immer dießer Tagen auf allhießigem Territorio anzustellen geruhenden Jagd-Plaisir jedesmahlen bey Höchstdero aigenen Anwesenheit die hießig-halbe JagensMannschafft Ewer &c. gefälligen Diensten unterthänigst darzustellen, ...; und zu diesem von uns in gegenwärtigem Theil gegen Euer Hochgräfflichen Excellenz anheischig machende unterthänige Offerten verpflichten wir uns in ferneren Zeiten, so oft Höchstdieselbe in Höchstaigener Presence auf hießigem Territorio Jagden anzustellen geruhen werden." Außerdem – auch das mag dem Grafen sehr behagt haben – sagte man zu, "daß, so [weit] von uns, denen weltl. Vorstehern, abhängt, wir besonders auch darauf ein wachtsames Auge haben werden, daß, wie bißhero, also auch hinkünfftig so in denen Waldung- als Feldungen an der Wildfuhr nicht der mindeste Excess ausgeübt werden möge." Natürlich waren Pfarrer, Schultheiß und Gericht von Niederhofen auch Meister der in einer feudalen Gesellschaft üblichen und notwendigen Schmeichelei. So ließ man den Grafen wissen: "Könnten Euer Hochgräffliche Excellenz während Höchstdero Jagdt-Sejour<sup>21</sup> in dißseitiger Gegend einige Minuten an Zeit hereinbringen, (bey einer allenfallsig-gnädigst entschließenden Durchreiß) unßer allhießiges Gottes-Hauß mit Höchstdero aigener Gegenwarth zu begnadigen, so würde nicht sowohl uns als auch der hießig samtl. Innwohnerschafft die höchste Clemens und Gnade zufließen. Wir bitten um die leztere große Hulde unterthänigst und machen uns im übrigen gegenwärtige Gelegenheit dahin zu Nuze, jene tiefste Ehrforcht bezeugen zu können, in welcher wir stets-während zu beharren die Gnade haben, als Ewer [Erlaucht gehorsamste Diener]."

Wir können annehmen – und die "Heiligenrechnungen" werden es wohl zeigen –, dass man in Wimpfen und Schwaigern feinhörig genug war, die hinter den Schmeicheleien und Bitten liegenden Drohungen (nämlich für Abmangel im Zehnten und Frevel im Jagdrevier sorgen zu können) zu vernehmen und sich entsprechend großzügig zu erweisen.

(1) Darstellung nach den Akten im Evangelischen Pfarramt Niederhofen. Transkription durch Otfried Kies 2005. Über die Gesamt-Baugeschichte der Niederhofener Kirche bereitet Götz Echtenacher eine Darstellung vor.

(2) Woher diese Altersangabe stammt, ist nicht bekannt; Maßwerke und Fresken im Kircheninneren lassen keine solche Genauigkeit zu. Die Dendrochronologie erbringt ebenfalls andere Zahlen.

(3) bauvölligste = baufälligste.

(4) Brief von 1771 Oktober 18.

(5) Brief von 1774 Dezember 18.

(6) zerscheidentliche = verschiedene.

(7) Kummer = Schutt, Abraum.

(8) ratihabieren = ratifizieren, bestätigen.

(9) Dies Holz kann allerdings nicht sehr viel gewesen sein, wenn man bedenkt, dass aus "alt und vollkommen unbrauchbar gewesener Holtzwaar und sonstigem Abholtz" bereits 60 Gulden Erlöst werden konnten! Vermutlich ging dieses Holz in den Bau der "Stände und Stühle" sowie der Emporen. Echtenacher erklärt dazu, dass es "in dem Dachwerk keinerlei Spuren von diesen [Eichenstämmen] gibt, lediglich eine Handvoll kurzer Streben ist aus Eichenholz gefertigt, von denen nicht wenige ebenfalls wiederverwendet wurden." Mitteilung von Götz Echtenacher vom 13. Februar 2006.

(10) prästieren = leisten, aufbringen.

(11) frz. mesnage, ménage = Wirtschaftlichkeit.

(12) lat. pium Corpus, Mehrzahl pia Corpora, kurz P.C. = Kirchenvermögen der Gemeinden.

(13) Concurrenz = Hilfeleistung (ursprünglich durch Herbeieilende).

(14) frz. faisable = machbar.

(15) Interesse = Zinszahlung.

(16) frz. consolation = Trost.

(17) lat. pro viribus = nach (ihren) Kräften.

(18) Consequenz = Folgeverpflichtung.

(19) Hier ist dem Schreiber Ein- und Mehrzahl im Titel des Kaisers durcheinandergeraten.

(20) Dependance – Nachfahrerschaft

(21) (Jagd-)Sejour – (Jagd-)Aufenthalt

## Jahreshauptversammlung des Zabergäuvereins am 9. Oktober 2005

Bei der Jahreshauptversammlung des Zabergäuvereins in Ochsenaal in Güglingen-Frauenzimmern konnte der 1.Vorsitzende Dr. Tilman von der Kall 28 Mitglieder und Freunde begrüßen, darunter auch die Staatssekretärin Friedlinde Gurr-Hirsch. In ihrem Grußwort kam besonders die Wertschätzung der ehrenamtlich Tätigen zum Ausdruck. Auch lobte sie die Bandbreite, die der Verein abdeckt, die von der Kultur bis zur Erdgeschichte reicht. Für die Landespolitikerin ist es eine Besonderheit, dass sich beim über 200 Jahre alten Verein der Wirkungsbereich auf eine ganze Region erstreckt.

Schriftführer Horst Seizinger ließ die Veranstaltungen des abgelaufenen Jahres kurz Revue passieren. Bei der letzten Jahreshauptversammlung in Brackenheim-Hausen hat der exzellente Heimatforscher Kurt Sartorius über seine inzwischen anerkannte Erforschung der Nachgeburten berichtet, im nächsten Heft des Zabergäuvereins wird darüber berichtet. Bei der Halbjahresveranstaltung im Mai 2005 führte der profunde Kenner der Pflanzenwelt des Zabergäus in Zaberfeld durch das Naturschutzgebiet "Spitzenberg- Michelbachsee- Baiershälde". Am 27.Dezember 2004 konnte der Zabergäuverein im Güglinger Rathaus eine Ausstellung über den Lorscher Kodex eröffnen. Federführend hatte Joachim Braun die Exponate zusammengestellt, Otfried Kies hielt den Festvortrag. "Das Zabergäu im Spiegel des frühen Mittelalters" überschrieb damals die Heilbronner Stimme die Ausstellung. Die Idee, Lorsch zu besuchen, wurde geboren um im September 2005 mit einer Busfahrt, bei der 49 Teilnehmer gezählt wurden, umgesetzt.

Seizinger ging in seinem Bericht erneut auf die römischen Ausgrabungen in Güglingen ein. Die Fundamente einer kompletten Badeanlage wurden im letzten halben Jahr beim zivilen "Vicus" ausgegraben, registriert, fotografiert. Zur Zeit wird zugeschüttet und gebaut. Bürgermeister Klaus Dieterich nahm sein Grußwort zum Anlass, die Ausführungen des Schriftführers zu ergänzen. Das alte Rathaus soll saniert werden. Im Erdgeschoss und im 1.Stock ist die Unterbringung eines Museums "Die Römer im Zabergäu" geplant, darüber findet die Bücherei des Zabergäuverein ein neues Domizil. Stadt Güglingen, Denkmalamt und Zabergäuverein arbeiten eng zusammen, so die Botschaft des Bürgermeisters.

In seinem Rückblick nannte Seizinger noch die "Stammtische" an jedem ersten Mittwoch im Monat im Gasthaus Ochsen in Frauenzimmern, die mit einem ca. 1/2-stündigen Kurzreferat beginnen, danach gibt es sachgebundene oder offene Gespräche.

Nun gab der Schriftführer einen Überblick über die größeren Veranstaltungen im neuen Vereinsjahr. Das Jahr der Römer will der Zabergäuverein mit einem Besuch der Landesausstellung "Imperium Romanum" in Stuttgart am 26. November 2005 präsentieren. Von Kirchheim aus fährt man um 9.42 Uhr mit der Bahn in die Landeshauptstadt Am 27. Dezember 2005 wird im Rathaus Güglingen eine Ausstellung eröffnet zum Thema "Kunst im Stadtraum". Heinz Rall wird dazu

Exponate zusammenstellen. Die Halbjahresveranstaltung wird voraussichtlich am 13. Mai 2006 in Haberschlacht stattfinden, die Jahreshauptversammlung im Oktober 2006 in Stetten mit dem Thema "Vor- und Frühgeschichte des Leintals". Ehe der Schriftführer seinen Bericht schloss, nannte er noch Zahlen zur Entwicklung des Vereins. 12 Austritten, vor allem Sterbefälle, stehen 7 Beitritte gegenüber. 373 Mitglieder zählt so der Verein heute. 1998 hatte der Verein fast die gleiche Mitgliederzahl.

Um Zahlen ging es beim Bericht von Kassier Otto Papp. Übersichtlich aufbereitet stellte er Einnahmen die Ausgaben gegenüber, die im Moment noch 1900 € im Haben liegen. In den nächsten Wochen kommen allerdings die Erstellungskosten für eine weitere Zeitschrift hinzu, so dass die Bilanz bei rund 8500 € im Jahr ausgeglichen sein wird. Die genauen Zahlen sind bei den Vereinsakten abgelegt. Solange keine außergewöhnlichen Belastungen hinzukommen, ist der Verein ordentlich ausgestattet, so Otto Papp. Der Prüfbericht von Volker Dühring, der von Joachim Braun verlesen wurde, bescheinigte eine übersichtliche perfekte Kassenführung, so dass die einstimmige Entlastung des Kassiers und der gesamten Vorstandschaft die Konsequenz war. Joachim Braun dankte für gute Vereinsführung.

Unter "Verschiedenes" gab der Vorsitzende bekannt, dass Charlotte Ruck aus persönlichen und beruflichen Gründen um eine Entbindung vom Amt der Schriftleiterin gebeten hat. Dem stimmte man zu. Die Schriftleitung wird jetzt von einem "Team" wahrgenommen, dessen Ansprechpartner Manfred Göpfrich-Gerweck ist. Dr. Wolfram Angerbauer, Charlotte Ruck, Otfried Kies, Dorothee Öhler und Horst Seizinger sind im Team, sie sind aber offen für weitere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Noch unter "Verschiedenes" wurde über weitere Angebote des Vereins gesprochen: einen Vereinsausflug zu historischen Stätten, einen Besuch in Eppingen u.a.m. Nach den Regularien konnte Dr. Tilman von der Kall die Referentin des Nachmittags, Dr. Isolde Döbele-Carlesso, begrüßen und überleiten zum spannenden Thema: "Theodor Heuss, der Weinbau und das Zabergäu."

*Horst Seizinger, Schriftführer*

Anschriften der Verfasser:

Otfried Kies, 74336 Brackenheim-Hausen, Elsterweg 6

Horst Seizinger, 74363 Güglingen, Im Weinberg 24

Walter Stengel, 74336 Brackenheim-Botenheim, Heidestraße 1

*Titelbild:  
Ausschnitt aus dem Güglinger Palmtuch  
Aufnahmen und Zusammenstellung:  
Heinz Rall, Güglingen*

Herausgeber: Zabergäuverein  
Sitz: Güglingen  
Schriftleitungsteam:  
Otfried Kies, Dorothee Oehler,  
Manfred Göpfrich-Gerweck,  
Charlotte Ruck, Horst Seizinger  
Kontakt (07135) 964150  
Jahresbeitrag: 20,- EURO  
Girokonto: 005 78 1599 bei der  
Kreissparkasse Brackenheim  
Gesamtherstellung:  
Georg Kohl GmbH + Co  
74336 Brackenheim